

Nr. 150. Bromberg, den 4. Juli 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unwillkürlich dachte sie wieder an den Wastel mit seinen großen, treuen Hundeaugen, wie er vor ihr stand, so gar nicht wie der selbstbewußte Schürzenjäger, sondern fast wie ein bettelnder Bub. Aber dann lag die Josepha ausgestreckt auf dem Rücken und wurde ruhiger. Der Versucher war's halt gewesen, und der Himmel hatte schon entschieden. Fortgelaufen war der Wastel, hatte gar nicht einmal nach ihrer Adresse gefragt, und mit Radi wird sie net mehr gehen! Hat genug gehabt von dem wüsten Treiben unter all den trunkenen Menschen. Da bleibt sie lieber die paar Tage bis zur Verhandlung in dem Zimmer und hilft der Frau.

— — — — — — — — — — — — —

Der Wastel war abends spät in das Sudhaus gekommen, um wieder Nachtschicht zu halten. Seitdem der Direktor ihn einige Male gerügt hatte, nahm er sich mächtig zusammen. War auch besser, hier allein bei seinen Thermometern und Sudpfannen zu hantieren, als zu Hause den ewig besorgten Augen der Mutter standzuhalten oder den Ermahnungen des Vaters. Er schaffte fleißig maischte selbst in den Pfannen umher, kommandierte die Bräuknechte bald da-, bald dorthin und war froh, wenn er so aufpassen mußte, die drei Viertelstunden, die er dem eben in das Läuterbassin abgefüllten Jungbier lassen mußte, um sich zu setzen.

Im Nebenraum saßen die Bräuknechte und spielten Karten. Er selbst ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen und mit klappernden Schritten oben auf der Terrasse hin und her, sah auf die Thermometer und blickte zuweilen durch einen der Spalte zwischen den Fenstergittern hinaus.

Ziemlich hoch lag die Brauerei, und um ihn herum war ein ganzes Geschwirr von Dächern. Da war die Mälzerei gleich gegenüber und die Hopferei und die Darre und der große Keimspeicher und schließlich die vielen Lagerschuppen. Ein ganzes Stadtviertel für sich, viele der Baulichkeiten bestanden aus Balken und Fachwerk. Die meisten waren drei, vier und fünf Stockwerk hoch und durch eiserne Brücken untereinander verbunden. Weiter hinten kamen dann die Dächer der Stadt, und über allem lag ein klarer Sternenhimmel mit Vollmond. Warum mußte gerade an jenem Abend der grausige Schneesturm wüten?

Schon wieder dachte er an Josepha. Dann aber sah er zur Mälzerei hinüber, und sein Auge bekam einen gespannten Ausdruck.

Was war denn das? In der Mälzerei war doch keine Nachtarbeit? Warum war denn Licht in dem großen Saal? Und was für ein seltsames Licht, das beständig hin und her zu hüpfen schien? Bald war es groß, bald wieder klein?

„Loisl! Andres! Kimmt amal schnell! Seht doch, was ist drüben in der Mälzerei los?"

„Jesses Maria!"
„Was ist?
„Da brennts!"
„Schnell laufts abi, die Feuermelder —"

Die beiden Burschen sprangen die Treppe hinunter, er selbst durfte den Sud nicht verlassen. Eben war die Zeit um, und er mußte an die Arbeit.

Eine Viertelstunde verging mit angestrengter Arbeit, bei der der Wastel gar keine Zeit hatte, an das Fenster zu treten. Da gab es einen gewaltigen Knall, ganz hell wurde es draußen, und gleichzeitig drang von allen Seiten das Sirenengeheul der Feuerwehrautos durch die Nacht. Wastel sprang an das Fenster. Die Mälzerei stand in hellen Flammen, die beiden Bräuknechte, die eben noch an seiner Seite gestanden, waren verschwunden. Die Fenstergitter der Mälzerlei, die gleichfalls aus Holz waren, brannten lichterloh.

Auch Wastel rannte jetzt so schnell er konnte die Treppe hinunter .

Der einzige Ausgang des Sudhauses ging auf den Hof, denselben Hof, an dem auch die Mälzerei lag. Als Wastel versuchte, die Tür zu öffnen, drang ihm eine dichte Rauchwolke entgegen. Die kohlenden brennenden Fenstergitter der Mälzerei waren herabgestürzt, andauernd regnete ein glühender Funkenguß hernieder, die Schindeln des Daches stürzten in den Hof, und es war ganz unmöglich, diesen zu betreten. Wastel, jetzt selbst von Todesangst erfaßt, raste wieder die Treppe hinauf. Ganz oben im vierten Stockwerk war eine Brücke, ein schmaler, eiserner Steg, der zum Verwaltungsgebäude, in dem die Kontore lagen, hinüberführte. Atemlos stand Wastel auf diesem Steg, eilte hinüber, aber die eiserne Tür, die in das Gebäude hineinführte, war von innen verschlossen und gab nicht nach, soviel Wastel auch rüttelte. Jetzt stand er auf der eisernen Brücke und blickte auf das grauenhaft schöne Schauspiel hinab.

Bitterkalt war die Nacht, aber zu ihm stieg die Glut heiß empor. Er war jetzt auf der anderen Seite des Sudhauses und etwas weiter von der Mälzerei entfernt, deren ganzes vierstöckiges Gebäude jetzt ein einziges Flammenmeer war. Blitzschnell hatte sich das Feuer, von den vielen Lichtschächten und hölzernen Kanälen, in denen man die Gerste von den Lagerräumen im Dachgeschoß zu den Schrotmühlen und Maischbottichen herunterließ, begünstigt, von Stockwerk zu Stockwerk durchgefressen.

Mit donnerndem Krach war das Dach auseinandergebrochen. Die glühenden Schindeln prasselten in die Höhe: nun sausten und brüllten die Flammen zum Himmel empor, und wie Millionen kleiner leuchtender Sterne wurden Tausende von Zentnern Gerste glühend in die Luft geschleudert, zerplatzten und fielen wie ein gigantisches Feuerwerk auf die umliegenden Dächer, auf die Menschen, die in schwarzen Massen die brennende Brauerei umstanden, auf die Feuerwehrmänner, die den vergeblichen Kampf mit dem entfesselten Element aufgenommen hatten. Pfiffe, Kommandorufe! Gewaltige mechanische Leitern stiegen empor. Endlose Schläuche wurden durch die Treppenhäuser hinaufgeschleppt. Überall in den höchsten Stockwerken, auf

den eisernen Verbindungsbrücken standen todesmutige Menschen, hielten in ihren Händen die Schläuche, und Wasserfluten ergossen sich machtlos in die flammende Hölle.

Sehr bald waren auch die Nachbarhäuser ergriffen, die Darre, die hölzernen Speicher. Je mehr Wasser gegeben wurde, desto dichter wurden die aufsteigenden Qualmwolken. Wie vorweltliche Ungeheuer, wie Taucher sahen die Feuerwehrleute aus, die mit ihren Rauchhelmen mit spitzvorgebautem Mundstück durch die verschwelten Räume krochen.

Wastel stand in atemlosen Entsetzen auf der eisernen Brücke und starrte in das Glutmeer hinab. Immer wüster schossen die Flammen pfeifend und zischend empor. Auch die Fenstergitter an der der Mälzerei zugewendeten Seite des Sudhauses waren längst in Flammen. Hier oben sah ihn niemand.

Wer achtete auf diese Brücke? Jeder Hilferuf wäre umsonst gewesen. Wie hätte eine menschliche Stimme das Brüllen der Flammen übertönen können? Unheimlich war es, wie es immer wieder in den bis dahin dunklen Räumen hinter schlafenden Fenstern hell wurde!

Jetzt brannte auch das Verwaltungsgebäude, und die Fensterscheiben klirrten in den Hof. Zum ersten Male überkam Wastel der Gedanke, daß er verloren sei. Er spähte umher. Auch über die Dächer gab es kein Entkommen, denn alle eisernen Steigleitern gingen auf den Innenhof, der ja ein einziges Flammenmeer war.

Wieder gab es einen furchtbaren Krach, jetzt barst das Dach des großen Gerstesilos, der viele Tausende Tonnen Vorrat enthielt, auseinander.

Eine wahre Höllenflut brennender Gerste schoß in die Luft und stürzte auf das Dach des Sudhauses, des Verwaltungsgebäudes und auf die eiserne Brücke, auf der Wastel stand, nieder.

Im letzten Augenblick sprang er wieder in das Sudhaus zurück, in das Sudhaus, das selbst bereits von den Flammen ergriffen war. In dem großen Raum, in dem seine Bräupfannen standen, hüpften sie schon von Bottich zu Bottich, kletterten an dem Balkenwerk der Decke empor.

Ein Glück, daß auf der Rückseite des Gebäudes das Treppenhaus durch Wände abgesperrt und in jedem Stockwerk durch eiserne Türen von den Räumen und Ausgängen getrennt war und das auch die flüchtenden Bräuknechte diese Türen geschlossen hatten. So bildete in diesem Augenblick dieses Treppenhaus eine Art von abgeschlossenem Turm, der von den Flammen verschont wurde, wenn auch überall aus den Türritzen der Qualm herausdrang.

Erst im zweiten Stopwerk hatte dieses Treppenhaus ein Fenster nach der Hintergasse. Wastel hatte es weit aufgerissen und stand daran, und dicht hinter seinem Rücken, hinter der eisernen Türe, die schon zu glühen begann, wütete das Feuer, das jetzt mit seiner ganzen Wut auch das Sudhaus ergriffen hatte.

*

Josepha, die in ihrem Zimmerchen schlief, fuhr entsetzt aus dem Schlummer. Sie hörte die Signale der Feuerwehr, sprang aus dem Bett, fuhr schnell und hastig in ihre Kleider — da kam schon die Gemüsefrau, flüchtig angezogen, atemlos herein.

„Jessas Maria und Joseph, es brennt in der Brauerei!"

Sie brauchte es nicht zu sagen, denn der Feuerschein loderte bereits zum Himmel. Die kleine und schmale Biermälzergasse war menschenleer. Da von hier aus nichts zu machen war und die Neugierigen herandrängten, hatte die Polizei die Gasse einfach an beiden Seiten gesperrt. Überall erschienen ängstliche Gesichter an den Fenstern der kleinen Häuser, Licht wurde in den elenden Wohnungen, Menschen packten in Todesangst ihre kleinen Habseligkeiten zusammen. Josephas Wirtin jammerte und schrie. Gefahr für das Leben der Menschen bestand vorläufig nicht, und im Notfall konnten sie über die Höfe nach einer anderen Straße entweichen. — Josepha, die niemals in ihrem Leben die Furchtbarkeit eines solchen Riesenbrandes erlebt hatte, war wie gelähmt, und dennoch dachte sie kaum an den Brand.

Da drüben — dicht vor ihr, war ja das Sudhaus! Wenn der Wastel Nachtschicht hatte? Wenn er dort oben arbeitete? Der gute, der brave Wastel, den sie so sehr hatte kränken müssen! —

Dann kam die grauenhafte Explosion des Silos. Der Funkenregen überschüttete jetzt auch die Gasse, aber er zündete nicht, und dann — dann brannte auch das Sudhaus! Helle Flammen schossen aus dem Dach, die Feuerwehr kam in die Straße, Schläuche wurden gelegt und die Dächer der Häuser unter Wasser gesetzt. Immer noch starrte Josepha hinüber. „Herr Gott! Hilfe! — Hilfe" —

Sie hatte an der kahlen Mauer emporgeblickt, die nur im zweiten und dritten Stockwerk von je einem Fenster des Treppenhauses unterbrochen war, und jetzt — das Fenster wurde aufgerissen, nein, eingeschlagen, die Trümmer fielen auf die Straße herab, und in der Öffnung erschien jetzt ein Mann. Ein großer Mann.

„Wastel!" Josepha schrie wieder gellend. „Hilfe — Hilfe, dort ist wer!"

Gleichzeitig wurde es in dem oberen Fenster hell, dort hatten die Flammen die eiserne Tür gesprengt und loderten hell heraus.

„Ein Mensch in Gefahr! Der Sudmeister Schindhammer!" Schreiend lief Josepha die Gasse entlang, Feuerwehrleute kamen, sie zeigte hinauf, man erkannte den Mann.

„Das Sprungtuch herbei — schnell — schnell!"

Der Wastel saß oben auf dem Fensterbrett, seine Beine baumelten herab, Qualm drang hinter ihm aus der Luke. Sekunden waren es, aber es schienen Stunden zu sein. Endlich stürmten die Feuerwehrmänner mit dem Sprungtuch herbei, breiteten es eilig aus, da schrie Wastel laut — sprang, noch ehe das Kommando erteilt war! Dicht hinter ihm schoß die Flamme aus dem Fenster. Er war in das Sprungtuch gefallen, aber nur am Rande, war darüber hinweggestürzt und mit dem Kopf auf die Steine geschlagen.

„Ist er tot?" Mit einem Schrei drängte sich Josepha heran. Es war in diesem Augenblick nicht etwa aufflammende Liebe, aber es war doch etwas in ihr, das sich dem Wastel verbunden fühlte.

„Ohnmächtig ist er, den Kopf hat der Mann aufgeschlagen."

„Bringen Sie ihn hier hinein, gleich hier gegenüber, legens ihn da auf das Bett!"

Es wurde nicht viel gefragt und nicht viel geantwortet. Auf die Straße fiel dauernd die glühende Spreu von den Dächern herab. Ein Sanitätswagen war nicht in der Nähe. Hier, an der fensterlosen Hinterwand hatte man nicht geglaubt, ihn zu brauchen, nun hätte der Wagen im weiten Umweg erst rings um das ganze Stadtviertel herumfahren müssen, und die Feuerwehr hatte alle Hände voll zu tun, um die Nachbardächer zu schützen. Gleich darauf wurde die Straße wieder gesperrt, denn man fürchtete, die Hinterwand des Sudhauses könnte durch die Glut der Flammen zusammenbrechen. Wastel lag ohnmächtig auf dem Bett, seine Hände und sein Gesicht waren verbunden. Ein Sanitäter der Feuerwehr hatte ihm schnell etwas Linderndes auf die Brandwunden gelegt. Die Gemüsehändlerin war hinten über den Hof geflohen, hatte nur ihre kleine Ladenkasse unter den Arm genommen und alles im Stich gelassen.

Josepha saß an Wastels Bett und wartete auf den Arzt, den der Sanitäter zu schicken versprochen hatte. Wie verändert jetzt sein Gesicht war, wie eingefallen!

Dann gab es draußen wieder einen dumpfen Knall. Der oberste Teil der Wand des Sudhauses war auf die Straße gestürzt, nachdem allerdings die Wut des Brandes sich selbst verzehrt hatte.

Die großen Mauerstücke barsten auf dem Straßendamm auseinander. Mächtige Staubwolken wirbelten auf, kleine Steinstücke wurden wieder emporgeschleudert und zerschmetterten die Fensterscheiben. Die Hängelampe im Zimmer pendelte durch die Erschütterung hin und her. Wastel erwachte aus seiner Ohnmacht. „Was ist mit mir geschehen? Wo bin i denn?"

„Red jetzt net, Wastel, bei mir bist, und gleich wird der Arzt kimma."

Da flog ein glücklicher Schimmer über sein Gesicht, und er schloß wieder die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Acker im Grund.

Erzählung von den Banater Schwaben

von **Otto Alscher.**

Der Bauer langte als Erster am Ende der Weizentafel an. Noch dreimal holte er mit der Sense weit aus, mit seufzendem Ächzen sanken die letzten Ähren, dann stand er am Graben vor dem Karrenweg. Hinter ihm kamen erst die anderen Schnitter.

Der Bauer wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann stellte er die Sense auf und griff nach dem Wetzstein. Aber für heute war ja der Schnitt zu Ende, zu Mittag begann der Drusch, da hatte es keinen Zweck mehr die Sense zu schärfen. Er schulterte sie und trat auf den Feldweg hinaus. Und wieder zog es ihn der Senke zu, obwohl er längst wußte, was er dort zu sehen bekam.

Da unten, wo einst ihre Melonenfelder gewesen, war nun Wiese. Saure Wiese, in der Schilf und Binsen wuchsen, denn die Entwässerungsgräben, mit denen der Vater und er die Felder im Grund zu solch hoher Kultur gebracht, waren verstopft und verschlammt, denn dem Valeanu war es nicht eingefallen, sie rein zu halten. Und nicht einmal gemäht hatte er dieses Jahr, Düngerhaufen lagen zwischen dem hohen Riedgras-Stalldünger auf sauren Wiesen, statt Kalk!

Bei der Bodenreform hatte man dem Vater ungesetzlich mehr als ein Drittel aller Felder enteignet. Für ihn und den Bruder waren nur je vierzig Joch geblieben. Sie waren doch noch mittlere Bauern, aber seine zwei Buben werden nur mehr Kleinbauern sein. Die zwei Mädel konnten aber kein Feld als Aussteuer mitbekommen.

Hinter ihm, über die Felder kommt das Puffen des Motors, das Rattern der Dreschmaschine. Und er steht da und sinniert!

Der Bauer wendet sich jäh und schreitet zurück. Sie binden noch die letzten Garben und stellen sie zu Kreuzstößen auf. Er schaut nach der Sonne. „Wannr fertich seid, kommts zum Druschplatz — s is glei Mittach!“ ruft er den Frauen zu.

Man sagt, der Valeanu will alles verkaufen und in die Stadt ziehen. Seine Söhne sind ja, als Rumänen, Herren geworden, sitzen in Ämtern und keinem fällt es ein Bauer zu werden.

Der Vater und er, wie stolz waren sie gewesen auf den Acker im Grund. Einst sumpfiges Weideland, hatte er, wie er es auf der Landwirtschaftsschule gelernt, die Gräben angelegt — in trockenen Jahren brauchte er nur das Grundwasser zu stauen und die Felder brachten immer den reichsten Ertrag. Das hatte auch den Agronomen bestimmt ihnen gerade dieses Stück Land wegzunehmen. Und jetzt, weil der Acker ganz verdorben war, will ihn der Valeanu wieder los werden!

Nein, er kauft die Felder nicht, die nicht! Verschandelt sind sie jetzt, wie ein Mensch, den man durch allen Schmutz gezogen hat. Und mit dem kann man nicht mehr gut Freund werden . . .

Wie der Bauer beim Druschplatz ankam, zog er die Brauen zusammen und machte ein finsteres Gesicht. Steht dort der Valeanu und läßt sich den Weizen durch die Finger rinnen, der aus der Dreschmaschine kommt. Nun wendet er sich und sagt zum Bauern: „Gwiß siebzehn Meter werd Ihr fechse per Joch, Nachber Baldauf.“

„Wenns fufzehn sin, bin ich zufriede!“ gibt dieser zurück.

„Zwölfi vielleicht kann ich aa kriege“, meint wieder der Rumäne.

„Vom Acker im Grund . . .?“ zweifelt der Bauer.

„Naa, dort han ich nur Kukuruz gesetzt . . . Awer vun die obere Felder . . . Möcht alles verkaufe, wies steht. — Zwanzigtausend fürs Joch is nit zuviel . . .“

„So viel kriegt Ihr nit, Valeanu. Der Acker im Grund is ja heint nur mehr Hutweid.“

„Ihr könnt ihn schun kaufe, Nachber. Ihr wißt, was mit die Felder zu mache is“, sagt lauernd der Rumäne.

„Ich will von dem Acker nix mehr wisse!“ gibt der Bauer barsch zurück.

Der Valeanu zuckt die Achseln und geht, denn vom Dorf her kommt Glockengeläute.

„Aushalte, Mittach is!“ ruft der Bauer, dann geht er zum Wagen, holt eine Korbflasche herunter, nimmt einen Becher und jeder der herantretenden Schnitter und Schnitterinnen bekommt seinen Schluck Schnaps.

In den Schatten der Dreschmaschine, der Strohschober gelagert nahmen sie ihre Tornister vor, in die am Morgen die Bäuerin Brot, Speck und Rauchfleisch gepackt hatte und begannen zu essen. Abends erst, wenn der Schnitt zu Ende war, gab es ein ausgiebiges, warmes Nachtmahl.

Der Bauer saß zwischen den anderen, aber er war heute sehr wortkarg. Als Erster war er mit dem Essen fertig, stand auf und ging Ausschau halten, wieviele Kreuzstöße noch auf dem Felde standen. Da sah er vom Dorfe her eilig ein Mädchen kommen. Es war ein Geschwisterkind. Er ging der Kleinen entgegen.

„Vetter Hans, Ihr sollt glei hemkumme. Die Bäuerin schickt mi. Bei ihr is es so weit.“

„Habts die Hebamm gholt?“

„Am Herweg hann ichs ihr gsaat.“

„Ich kumm gleich nach.“ Er ging zum Druschplatz zurück und gab einige Anordnungen für den Nachmittag. Dann machte er sich auf den Heimweg.

Grad in der Schnittzeit muß die Wawi wieder ins Bett kumme. Werd ihr selber arch gnug sin . . . Und, wenns wieder a Bub werd? 42 Joch unter drei verteile? Nit mool a halbe Session for een. Wenn mer aa den Peter zum Studiere gibt, Kleinbaure bleibe die andere do. Herrgott, sell is die gröschte Not, wenn der Bauer Kinder kriegt un er hat kee Platz for sie . . .!

Der Bauer kommt ins Dorf. Wie er am Gemeindehaus vorbeigeht, tritt der Valeanu heraus. Der Bauer bemerkt das bekümmerte Gesicht des anderen und bleibt unwillkürlich stehen.

„Wenn ich jetzt nit 50 000 abzahl, verkauft mir die Bank alles“, gesteht der Valeanu.

„Alsdann so stehts! Schulde aa noch auf dem Grund.“

„Von was hät ich die Buwe zu Herrn mache könne? Auf 200 000 is es aufglaufe bei der Bank. Wenn ich noomol so viel krieg, schlag ich alles los . . .“

Der Bauer steht und schaut die Dorfstraße hinaus. In der schattenlosen Mittagsglut ist kein Mensch zu sehen. Und doch atmet der Bauer schwer. Nun kehrt sein Blick hart zurück und er sagt: „Bis 350 000 könnt ich ringehe.“

„Fürs Haus aa?“

„Für alles. Achtzehn Joch Feld, s Haus und drei Joch Garteland.“

„Zahlt Ihr baar?“

„150 000 for euch uffn Tisch. Mit der Bank mach ich selwer ab.“

„Und die Fechsung . . .?“ lauert der Rumäne.

„Die könnt Ihr euch hole.“

„Abgmacht! Kummt, der Notär is noo da, mache mir glei den Vertrag.“

„Jetzt . . .?“ zögert der Bauer. Doch dann fällt ihm wieder der kommende Erbe ein. „Alsdann gut! Awer gschwind muß es gehe.“

Eine halbe Stunde später tritt der Bauer in sein Haus. Die Mutter Gantnerin leert gerade einen Kübel Wasser in den Hof. „Es is schun vorüwer. A Bub is wieder“, sagt sie.

Der Bauer tritt zum Bett. „Wars schwer, Wawi?“ fragt er.

„For mich nit. Freilich, sei Gewicht hat der Bub.“

„Na ja, wenn mer aa zwanzig Joch Feld uff sich warte sind, kann mer sich schun uffblase“, scherzt der Bauer.

Die Wöchnerin macht ein fragendes Gesicht. Der Bauer aber tritt zum Fußende des Bettes, wo leicht zugedeckt der Neugeborene in die Tuchent eingebettet liegt. Er betrachtet das krebsrote Etwas. Dabei sagt er: „Na, bis denn Pflugsterz führe kanscht, is der Acker im Grund aa wieder auf gleich.“

„Den hascht kaaft. Mußt viel zahle?“

Der Bauer richtet sich wieder auf. „Sell hat nix zu saga“, meint er gleichmütig. „Geld is for uns Baure kee Brot nit, nur Feld is Brot for uns.“

Tilde und der fremde Gast.

Skizze von Walter Persich.

Die Geschichte, die mir durch den Kopf geht, ist unscheinbar und alltäglich. Ich möchte so richtig das katzbuckelige Pflaster der kleinen Stadt, in der sie geschehen, mit meinen Worten zum Leuchten bringen. Wie es unter der heißen Sommersonne schmort und sich dehnt und wie nicht mehr viel fehlt, bis es wie eine Katze schnurrt . . . Ach ja, die Geschichte! Es kommt ein älteres junges Mädchen darin vor und ein Künstler aus Berlin.

Das ältere junge Mädchen hieß Mathilde Krohn, kurzweg Tilde genannt. Tilde betreute ihren alten Onkel Jansen. Er hatte früher die Schmiede draußen am Rande des Städtchens besessen. Aber als er siebzig geworden war, bekam er mitten in der Arbeit einen Schlaganfall, und das glühende Eisen brannte ihm einen Fuß fast weg. Jeder andere hätte ein solches Unglück kaum überdauert. Jansen gesundete und übergab gegen eine runde Summe Geldes seinem besten Gesellen die Werkstatt.

Tilde lebte mit diesen beiden Männern in einem Hause — mit dem Onkel und dem Gesellen, und je älter der Onkel wurde, desto selbstverständlicher erschien es den beiden Jungen, ohne daß sie eigentlich jemals darüber gesprochen hatten, daß sie Mann und Frau werden würden.

Tilde war älter geworden im Dienst des Onkels. Die Jahre gehen auch in kleinen Städten schnell, wenn ein Mädchen mit kaum zwanzig Waise geworden ist. Manchesmal sann Tilde ihrem ferneren Schicksal nach. Dann fühlte sie in der stillen Stube wohl des Onkels eisengraue Augen auf sich ruhen.

„Kind", nahm er ihre zerarbeitete Hand, „Kind, ich habe keinen Menschen auf der Welt. Und wenn du heiratest, ich kenne das, willst du fort . . . Junges Blut hat andere Wünsche als ein alter Mann, der auf seinen Tod wartet. Was bleibt mir, wenn du fort bist? Das Altenheim, Tilde — für mich, für Jansen! Erspare mir das. Ich werde ja doch bald sterben . . ."

Aber Jansen war aus zähem Leder. Er starb nicht, Tilde wartete auch keineswegs auf seinen Tod — sie wartete auf ein Wort von Hannes, dem Schmied. Er war in allem ein stiller Mensch. Sein klares Auge schimmerte in großem Vertrauen, wenn sie hineinschaute. Sein voller, gesunder Mund lächelte ihr zu. Aber er sprach niemals mit ihr von den Fragen der Zukunft, von Liebe, von Heirat. Eine heilige Scheu hinderte ihn, Worte zu sagen, die ans Herz rührten.

Die Nachbarn, Postmeister Schröders Familie, luden Tilde und Hannes ein, mit ihnen zum Beamtenball zu kommen. Er sollte am Sonnabend im „Silbernen Stern" stattfinden, und es hieß, der bei Schröders wohnende Berliner Musiker werde vorher auf dem Klavier etwas vorspielen. Hannes zog seinen schwarzen Anzug an, Tilde das hellblaue Spitzenkleid, das sie so jung machte. „Heute", hämmerte ihr Herz, „nach dem Tanz wird er sprechen — wir müssen doch wenigstens einig sein . . ."

Lärmvoll war der mit Girlanden geschmückte Saal. Festlaune schwang im Raum — der junge Mensch erhob sich, als Frau Postmeister ihn den neuen Gästen vorstellte: „Herr Welder, der heute abend spielen wird."

Mit weltmännischer Art beugte Herr Welder sich über Tildes heute ganz sorgsam gepflegte Hand, die aber keineswegs die Hausarbeit verleugnen konnte, und hauchte einen Kuß darauf. Das ältere junge Mädchen errötete bis an die Haarwurzeln, und Hannes machte ein mehr als erstauntes Gesicht. Dann mußte Herr Welder spielen. Und wie er spielte — es war doch nur ein Klavier, aber er füllte den ganzen Saal des „Silbernen Sterns" mit Akkorden und Tönen. Toller Jubel brach los, der junge Berliner bekam einen Arm voll Blumen und kam strahlend zurück an den Tisch.

„Diese schönen Blumen bitte ich Sie, Fräulein Tilde, anzunehmen! Und darf ich jetzt mit Ihnen tanzen?"

Die Kleinstädter machten runde Augen, es gab in den Winkeln manches Getuschel, doch Tilde schwebte dahin und sah keinen Fetzen der gewohnten Welt mehr. Die jungenhafte Fröhlichkeit Welders packte auch sie. Es war ein Abend, wie sie ihn noch nie erlebt hatte — und erst nach Mitternacht bemerkte sie, daß Postmeisters und Hannes schon gegangen waren.

„Stört es Sie?" lachte Welder mit seiner übermütigen Miene, der sicherlich kein Mensch widerstehen konnte. „Dort im Nebenzimmer hat man eine Bar aufgebaut. Ich lade Sie zu ein paar Schnäpsen ein . . ."

Tilde trank die süßen giftigen Sächelchen kraus durcheinander, bis es wirklich spät war und Welder sie, ganz in seine Blumen gehüllt, am Arm heimführte. Im Ulmenweg nahm er sie um den Hals. Sie erduldete seinen heißen Mund, und eine unerlebte Seligkeit erfüllte sie . . .

Wie ein Zauber ging der nächste Morgen auf. Hannes schritt zur Schmiede, der alte Jansen legte sich gleich aufs Sofa. Er fühlte sich nicht gut. Tilde ging für Mittag einholen und traf die Postmeistersfrau stadtmäßig angezogen. „Schönen Gruß von Herrn Welder, Fräulein Tilde! Er ist eben wieder abgefahren, nach Berlin. Er wird manchesmal an Sie denken."

Tilde konnte nur kurz die Hand reichen und ins Haus zurückwanken. Abgefahren, hämmerte ihr Herz — er wird manchesmal an mich denken! Ist das alles? Oh, und seine Hände waren so zärtlich . . .

Unberührt ließ Tilde das Essen stehen, als sie am Abend zu dreien zu Tisch saßen. Hannes würgte mühsam ein paar Bissen hinunter und setzte sich dann mit seiner Pfeife ans Fenster. Als Jansen schlafen gegangen war, stand die sommerliche Stille zwischen den beiden im Zimmer. Tilde konnte es nicht mehr ertragen — die große Schuld, die bittere Verzweiflung warf sie über den Tisch. Sie hörte Hannes festen Schritt, dann nahmen seine breiten Hände ihren Kopf.

„Mädel", sagte er, „heute muß ich sprechen. Ich hab' mich schrecklich gefürchtet, daß du mit nach Berlin fährst. Du wirst ihn vergessen. Magst du mich denn ein bißchen? Ich bin ja nur ein Grobschmied."

„Oh, Hannes — ist das denn noch dein Ernst? Er hat mich doch geküßt, und ich konnte mich nicht einmal wehren!"

„Ach nee", sagte Hannes mit einem kleinen Zucken um seinen gewölbten Mund. „Das macht alles nur das verdammte Klavier und die glatte Art. Aber Tilde, ich habe auch ein Klavier. Willst du es morgen mal ansehen?" Und als sie erstaunte Augen machte: „Mein Amboß. Der gibt zwar nur einen Ton, aber das hört sich ganz schön an. Und eine Schmiedsfrau muß . . ."

Tilde wußte bereits, was eine Schmiedsfrau tun muß. Die weitere Aussprache der beiden jungen Menschen bedurfte keiner Worte mehr.



Bunte Chronik



Schon die Griechen spielten Hockey.

Daß das Hockeyspiel, heute mit eine unserer beliebtesten Sportarten, bereits den Griechen bekannt war, wissen die wenigsten. Aber die Schätze, die die Altertumsforscher der Erde entreißen, beweisen, daß es wirklich kaum etwas Neues unter der Sonne gibt. Vor wenigen Jahren stieß man bei Aufräumungsarbeiten an einer Mauer der Akropolis zu Athen, zu deren schneller Aufrichtung Themistokles seinerzeit alles, was gerade zur Hand war, hatte verwenden lassen, auf die Trümmer von zwei mit Reliefbildern versehenen Marmortafeln. Das eine Reliefbild stellte einen Kampf zwischen einem Hund und einer Katze dar, während auf dem zweiten Relief zwei junge Männer bei einem Spiele dargestellt waren, das mit Hockeyschlägern ausgeführt wurde. Der Ball liegt zwischen ihnen auf dem Boden, und der Unparteiische ist im Begriff, das Zeichen zum Beginn des Spieles zu geben. — Auch das bei der Jugend so beliebte Kreiselspiel war schon im Altertum bekannt. Im Museum zu Baltimore steht eine alte griechische Schüssel, die vor etwa zweieinhalb Jahrtausenden gebrannt wurde. Auf ihrem Boden zeigt sie ein Bild, einen Mann und einen Knaben, mit einem deutlich erkennbaren Gegenstand zwischen beiden. Der Mann hält in seiner Hand einen kurzen Stock, von dem fünf schwarz gemalte Streifen herabhängen. Der Gegenstand zwischen den beiden ist ein großer hölzerner Kreisel, der von dem Manne angetrieben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.